

Zeitschrift: Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 91 (2011)
Heft: 989

Buchbesprechung: Buch des Monats

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

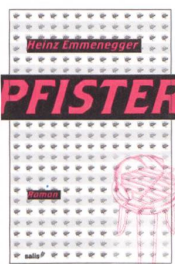
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buch des Monats: Schweiz



Das Buch als Entwurf

Robert A. Fischer: Ich / Buchstabendrescher.

Mit einem Text von Gina Bucher. Zürich: Edition Patrick Frey, 2011.

Heinz Emmenegger: Pfister. eBook. Zürich: Salis, 2011.

Download über salisverlag.com oder textunes.de.

Seit Jahren schon wird auf der Frankfurter Buchmesse jeweils ein Boom der eBooks verkündet. Viel Lärm um wenig, bisher. Fest steht aber: die Verfügbarkeit von Büchern über digitale Ressourcen ist längst ein Bedürfnis der Benutzer und Leser. Manche Innovationen treten Euphorie los, andere hinterlassen Gefühle der Beklemmung. Die ab und an zur Schau gestellte Zuversicht seitens der Verlage täuscht kaum darüber hinweg, dass lieber dem klassischen Buch nachgetrauert wird, als die neuen Möglichkeiten und Potentiale tatsächlich auszuprobieren. Aber: einfache Rezepte hierfür gibt es nicht! Und die inständige Beschwörung traditioneller Werte hilft längst nicht mehr weiter, wenn der Umbruch, den die Musikindustrie schmerzlich erfahren hat, nun die Buchbranche betreffend in vollem Gange ist. In dieser Lage kommt innovativen Projekten und Konzepten eine stilbildende und wegweisende Funktion zu.

Kein Schnickschnack

Dieses Frühjahr hat es der experimentierfreudige Zürcher Salis-Verlag gewagt, unter dem Titel «Pfister» einen Roman als reines eBook herauszugeben, ohne ein gedrucktes Äquivalent. Mit seiner Titelfigur lässt der Zürcher Autor Heinz Emmenegger einen Menschenfreund aufleben, der bislang nur in einem Internet-«Textlabyrinth»* in Erscheinung getreten ist: Der arbeitslose, dennoch frohgemute Pfister ist auserkoren, in einer TV-Homestory mitzuwirken. Er wird berühmt werden, da sollen die Nachbarn gleich mitfeiern. Auch wenn das Fernseheteam diesen Enthusiasmus nicht teilt, entwickelt sich die anfänglich biedere Sendung kraft Pfisters guter Laune und Grillkünsten dennoch zu einer munteren Gartenparty.

Auch wenn der funktionelle Umfang dieses eBooks noch beschränkt ist, lassen sich doch bereits die Eigenheiten einer digitalen Edition erkennen. Sie bringt neue Lesarten mit sich, die sich von der herkömmlichen Buchlektüre unterscheiden. Das wirft neue Fragen und Argumente auf. Ohne Druckversion besitzt das eBook keine Paginierung mehr, was beim Lesen kaum störend wirkt, das Gespräch darüber aber erschwert und ein nachvollziehbares Zitieren verunmöglicht. Andererseits lassen sich Schriftart und Schriftgrösse beliebig verändern, und das eBook lässt sich je nach Vorliebe im Modus «umblättern» oder «scrollen» lesen. Hinzu kommen Volltextsuche und Internetanbindung. Damit ist «Pfister» ohne Schnickschnack prädestiniert dafür, die digitale Lesart den Lesenden vergnüglich zu gestalten. Allerdings traut der Salis-Verlag der Sache offenkundig noch nicht ganz, weshalb er demnächst verspätet doch eine klassische Buchversion nachliefert. Auf Seiten der Leser wie der Verlage fehlt es an Erfahrung im Umgang mit echten eBooks.

Vom Buch zum eBook...

Welches Potential wirklich darin steckt, demonstriert der «Libroid» des Sachbuchautors Jürgen Neffe. Seine Darwin-Biographie – ursprünglich ein erfolgreiches, gedrucktes Buch – hat er gänzlich neu für die Lektüre auf einem iPad eingerichtet. Dabei hat er konsequent zusätzliche Bild- und Soundquellen eingearbeitet und ein Layout entwickelt, das von der Buchform wesentlich abweicht. Der Text lässt sich wie eine Schriftrolle herunterscrollen, links und rechts wird er eingerahmt von einer Bildspalte respektive von den Text ergänzenden Internetressourcen. Im Bereich der Sachliteratur liegt hierin ein Potential, das noch weitgehend ungenutzt ist. Die digitalen Techniken machen es möglich, dass Inhalte benutzergerecht und flexibel angeboten werden können. Indem Bücher auf Datenbanken basieren, können sie von den Lesern wahlweise als Internetdatei, als eBook oder als Printprodukt (Print on Demand) herausgelöst, gekauft und rezipiert werden.

Beat

Mazenauer

Beat Mazenauer ist
Literaturnetzwerker
und lebt in Luzern.

...und wieder zurück

Eine innovative Spielart in der Buchproduktion, die ebenfalls auf diesem System aufbaut, demonstriert der Band «Ich / Buchstabendrescher» von Robert A. Fischer. Ihm zugrunde liegt eine neue Publikationsform, die Gina Bucher (Herausgeberin), Urs Hofer (Programmierung) und Rafael Koch (Graphik) entwickelt haben.

Der Zürcher «Schreibmaschinen-Rockstar» Robert «Bobby» Fischer (1942–2001) hinterliess ein wucherndes Textarchiv von rund 20 000 Dateien. Seine Gedanken zu allen möglichen Themen – philosophisch, kritisch, beobachtend – hämmerte er jeweils direkt in die Maschine, ohne sie weiter zu zensieren. Diesen chaotischen Gestus der schnellen Niederschrift widerspiegelt die vorliegende Auswahl auf listige Weise.

Der Band basiert auf einer Datenbank: aus dem Textarchiv hat die Herausgeberin 237 Texte aus dem Zeitraum von 1966 bis 2001 ausgewählt und in diese Datenbank integriert. Jeder Text erhielt Schlag- und Stichworte zugeordnet, von Hand wurden einzelne Passagen separat ausgezeichnet. Damit war die editorische Arbeit abgeschlossen. Den Rest erledigte die Software, die aufgrund der definierten Parameter das Buch automatisch gestaltete und generierte. Es ist somit eine clevere Programmierung, die den letzten editorischen Schliff verleiht und so dem unkontrollierten, automatischen Schreiben Fischers eine vollauf adäquate Form verleiht. Die 550 Textseiten im Format A4 stecken in einem weichen Einband in schlichtem Grau. Im Innenteil wechseln sich drei typographische Muster ab, denen die Texte nach graphischen Vorgaben zugeordnet sind. Mit dieser automatischen Machart liesse sich das Buch beliebig verändern und eiligst neu drucken, ohne aufwendige Anpassungen von Hand. Dergestalt wird das Buch zum Entwurf seiner selbst, es zeigt sich als ein neuartig optimiertes Medium, das Schlichtheit und Prozesshaftigkeit repräsentiert. Ihm fehlt die Aura des Letztgültigen und Abgeschlossenen, dafür bietet es sich als lustvoll zu nutzendes Arbeitsinstrument an.

Die Mischung macht's

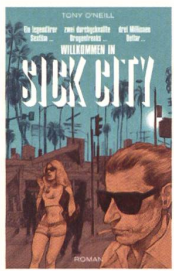
Aus der Not eine digitale Tugend hat der Verleger Urs Engeler gemacht. Ende 2009 musste er seine Edition von exquisiten Büchern einstellen, weil ein Mäzen sein Engagement beendete. Daraufhin hat sich Engeler auf neue Distributions- und Produktionsformen besonnen: Direktvertrieb über Internet und Digitaldruck in kleinen Auflagen. «Rough Books» nennt er die neue Reihe, die dadurch besticht, dass sie dem Buch wieder etwas pionierhaft Rauhes, Ungebärdiges zurückgibt. Diese rauen Bücher sind einfach gestaltet und ganz auf Schrift und Text konzentriert. Mit ihnen bleibt sich Urs Engeler auch programmatisch treu. Dreizehn Titel hat er in den letzten Monaten aufgelegt: Dichtung für Liebhaber und Kennerinnen, die unter der Internetadresse www.roughbooks.ch bestellt werden kann – oder im Abonnement. Besondere Flexibilität verrät dabei der jüngste Titel. Als Reaktion darauf, dass die Autorin Elke Erb («Meins», roughbook006) den Preis der Literaturhäuser 2011 erhielt, präsentiert Engeler postwendend einen Band 013 mit Reaktionen auf die Ehrung: «Deins». Noch unmittelbarer lässt sich Literatur im «Roughblog»** nachlesen. Bruno Steigers «Letzte Notizen» bilden formal einen Blog, verraten aber poetische Ambition. Neue Vertriebsformen wollen und sollen nichts ausschliessen, findet Engeler. Internet, Twitter und Blog besetzen zwar neue Räume, doch wenn sich Gelegenheiten in den herkömmlichen Strukturen ergeben, umso besser. Bloss darauf versteifen mag sich Urs Engeler nicht mehr.

So tun sich mit den neuen Medien auch alternative Potentiale auf, um die Texte an neue Leser zu bringen. Vielleicht sollten wir uns davon verabschieden, dass «Bücher» nur wie Bücher ausschauen können. Im Endeffekt geht es schliesslich um die Texte, um die Literatur. ◀

* www.pfister.li

** <http://roughbooks.wordpress.com/>

Buch des Monats: International



Die Ästhetik des Abstossenden

Tony O'Neill: Sick City.
Zürich: Walde + Graf, 2011.

Seit in Hollywood summende Hybridautos die brummenden Strassenkreuzer ersetzt haben und dort ansässige Schauspieler sich eher für den Weltfrieden einsetzen als für ein gutes Drehbuch, frage ich mich: Was ist aus all den Dealern, Prostituierten, Gossenpoeten und janusköpfigen Filmproduzenten geworden, die im Speckgürtel des Filmmekkas L.A. für das nötige Zwielflicht sorgten? Die literarische Antwort gibt nun Tony O'Neills Gegenwartsroman «Sick City»: ohne Spezialeffekte und Starbesetzung – und vor allem ohne «Beep»-Zensur.

Der heroinabhängige Stricher Jeffrey gelangt zufällig in den Besitz eines brisanten Pornostreifens. Darin zu sehen: Hollywoodlegenden wie Steve McQueen, Yul Brynner und Sharon Tate – versammelt zu einer schauspielerischen Darbietung eher dialogarmer Art. In der Entzugsklinik begegnet Jeffrey dem Versager Randal, Abkömmling einer gutsituierten Produzentendynastie. Die beiden verbindet eine Vorliebe für Drogen jeder Art. Abstrus, aber nicht unlogisch: gemeinsame Schwäche schafft intimes Vertrauen im aufgeblasenen Nichts einer Grossstadt, die zum Set einer *Pulp Fiction* geworden ist. Dauerdrauf und damit immun gegen die langfristige Planung eines grossen Coups, versucht das Duo, den Porno zu verkaufen. Dabei geraten die beiden ungleichen Versager in Verstrickungen, von denen man ganz ungeniert behaupten kann: klingt, als hätten Quentin Tarantino und Charles Bukowski sie beim letzten gemeinsamen Bier morgens um halb sieben an der Theke ausgetüftelt! Im Staccato fallen die beiden Antihelden ihrer Inkonsequenz wieder und wieder zum Opfer, hinterlassen in Nebenhandlungen Verwüstung und Chaos, das Ganze der Geniessbarkeit halber garniert mit einer gehörigen Portion Sarkasmus.

«Hört sich an wie ein Haufen Mist, aber es gefällt» – eine bessere Zusammenfassung des Plots als die der Romanfigur Trina lässt sich kaum finden. Warum aber sollte man sich diesen vermeintlichen «Flick», wie die Amerikaner sagen, zu Gemüte führen? Nicht, um daraus Sozialkritisches abzuleiten. Wer «Sick City» als Warnung vor Drogenkonsum und Halbweltserfahrungen liest, wird unbefriedigt, wenn nicht tief schockiert sein: kein Wort der Kritik, keine Moralisierung und auch kein Kitsch. Noch selten hat Belletristik sich in einem Schweizer Verlag so ungeniert ehrlich gezeigt wie in diesem von Stephan Pörtner übersetzten dritten Roman Tony O'Neills. Eine klassische Milieustudie Hollywoods liefert der kleine Reisser aber auch nicht. Von Nathanael Wests «Tag der Heuschrecke» ist das Buch nicht nur erzähltechnisch weit entfernt: fern der Filmstudios spielt hier die Musik. Im unklimatisierten Stundenhotel, in der Spelunke, auf dem Bordstein. O'Neill bedient sich der Halbwelts motive eines Elmore Leonard («Get Shorty»), er literarisiert Versatzstücke des *Film Noir* und der amerikanischen *Graphic Novel* – und ergänzt sie um semantische Anleihen beim Pop-Roman. Diese Mischung, eine clevere Rekombination bewährter filmischer wie literarischer Genres und Motive, erzeugt einen Strudel, der stilistisch wie inhaltlich keineswegs platt daherkommt. Sein Kern: das rauschhafte Zelebrieren einer Ästhetik des Abstossenden, das für sich selbst stehen darf.

Selten wurde der Charme fast vergessener Genres so liebevoll in die Gegenwart portiert. Selten lagen Film und Literatur geographisch wie literarisch so nah beieinander! Den Grund für die Tatsache, dass man in Mitteleuropa, wo Schund ohnehin nie Literatur sein durfte, viel zu wenig von der traditionsreichen Halbweltliteratur amerikanischer Prägung hört, fasst ein weiterer Versager aus O'Neills kranker Stadt, der tragikomische Spider, zusammen: «Die wollen das nicht! Die wollen den fettarmen Mocca-Latte-Mist mit Zuckerguss, den sie gewöhnt sind. Sie mögen ihre Junkies nett und präsentierbar. Sie mögen sie reumütig. Sie mögen sie weinend und um Vergebung flennend.» Tony O'Neill bedient diese Nachfrage nicht, das zeichnet ihn und seine Gossenprosa aus. Wir, die wir nicht zu der von ihm beschriebenen Halbwelt gehören, sollten ihm dankbar sein dafür. ◀

Michael Wiederstein

Michael Wiederstein ist Germanist und Redaktor im Ressort Kultur des «Schweizer Monats».

Buch des Monats: Freiheit



Verdirbt der Sozialismus den Kapitalismus?

Sahra Wagenknecht: Freiheit statt Kapitalismus.
Frankfurt: Eichborn, 2011.

In seinem Buch «The Servile State» von 1977 stellt der kapitalismuskritische Schriftsteller Hilaire Belloc fest: der Versuch, den Kapitalismus mit sozialistischen Reformen zu verbessern, führt primär zur Machtstärkung des Staates gegenüber dem Bürger, der immer mehr von diesem Staat abhängig wird. Das erinnert an unsere Gegenwart: hohe Zentralisierung von Macht, staatlich gewollte Aufblähung des Finanzsektors, Abkopplung des Einkommens der Massen vom Arbeitsertrag und Beibehaltung des Status quo durch Aufzehrung des bereits erwirtschafteten.

Im Lichte dieses Wissens habe ich Sahra Wagenknechts «Freiheit statt Kapitalismus» gelesen. Im Gegensatz zu dem, was man von der ehemaligen Aktivistin der Kommunistischen Plattform der deutschen Linkspartei erwarten könnte, handelt es sich nicht um eine blossе Ansammlung ideologischer Plattitüden. Wagenknecht ist milder geworden: nicht mehr auf die linken Stammväter von Marx bis Marcuse beruft sie sich, sondern auf Architekten der «Sozialen Marktwirtschaft» wie Walter Eucken oder Ludwig Erhard. Entsprechend ernst muss man dann auch grosse Teile ihrer Kritik am real existierenden Kapitalismus nehmen, der sich derzeit wahrhaftig nicht in Hochform zeigt. Dazu zählt die aufmerksame Beobachtung einer Erosion des Prinzips der Eigenverantwortung und Haftung ebenso wie die Benennung innovationshemmender Fehllenkungen von Kredit und Kapital zugunsten eines privilegierten Finanzsektors. Auch die von ihr treffend beschriebene, umgreifende «Aushebelung von Wettbewerb» und die Kritik an der Subventionspraxis für einige privilegierte Grosskonzerne sind ungemütliche Tatsachen, deren Auflistung so richtig wie überfällig ist. Bürgerliche wie Liberale müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, dem etatistischen Treiben unter dem Deckmantel «Soziale Marktwirtschaft» entweder untätig zugesehen oder es gar forciert zu haben. Nicht einmal die Grünen haben laut Wagenknecht Grund, sich zurückzulehnen: sie weist nach, dass deren heutige Politik einzig den Besserverdienenden nützt. Sahra Wagenknecht ist mit dieser Bestandsaufnahme ein für ihre politischen Gegner höchst unbequemer Coup gelungen. Leider bleibt es hier ihr einziger.

Die logischen Schlussfolgerungen aus ihren Diagnosen zieht die Autorin nämlich nicht. Oft werden vormalig gemachte Beobachtungen in ihrer Analyse des Gesamtbildes gar dreist unter den Tisch gekehrt – genau dort nämlich, wo sie Wagenknechts Weltbild nicht entsprechen: die vielgeschmähte Wirtschaftsankurbelung mit billigem Geld etwa war entgegen ihrer These sicher keine «markliberale» Erfindung. Vielmehr entsprang sie einem politökonomischen Machbarkeitsglauben, der den Entwicklungen auf freien Märkten in unangenehmen Fällen Einhalt gebieten sollte. Das Kernpostulat der Vordenker einer «Sozialen Marktwirtschaft», es sei primäre Staatsaufgabe, sicherzustellen, dass der Preismechanismus unverzerrt wirke, um eine menschengerechte Güterversorgung zu gewährleisten, wird von Wagenknecht leidenschaftlich ausgeblendet. Die Forderungen nach extremer Ausweitung von Mitbestimmung und nach mehr Industriepolitik, in die sich die Ökonomin schliesslich versteigt, haben mit Marktwirtschaft dann gar nichts mehr gemein. Ihre Idee, den Finanzsektor zu verstaatlichen, mag vielleicht von der Absicht getrieben sein, die von der Realwirtschaft abgekoppelten Prozesse zu unterbinden, die zur Finanzkrise führten. Aber sollte der Geldwert zu diesem Zweck nicht an Realwerte gebunden statt der Politik der Zentralbanken überlassen werden?

In überzogenem Klassenkampfdenkens wird von der Autorin zudem postuliert, die Globalisierung sei nur den Interessen der reichen Länder geschuldet. Wie sie reich wurden oder welche positiven Effekte eines ausgedehnten Welthandels vor allem in Schwellenländern zu beobachten sind, verschweigt sie ebenso wie die Tatsache, dass sich viele von diesen heute anschicken, den Industrieländern den Rang abzulaufen.

Es bleibt also dabei: wachsende Staatsquoten, wie sie in allen westlichen Industrieländern zu beobachten sind, konnten Probleme wie Staatsschulden, Arbeitslosigkeit und hohe Inflationsraten nicht lösen. Sie haben sie verschärft. ◀

Detmar Doering

Detmar Doering ist
Leiter des Liberalen
Instituts
der Friedrich-
Naumann-Stiftung
in Potsdam.